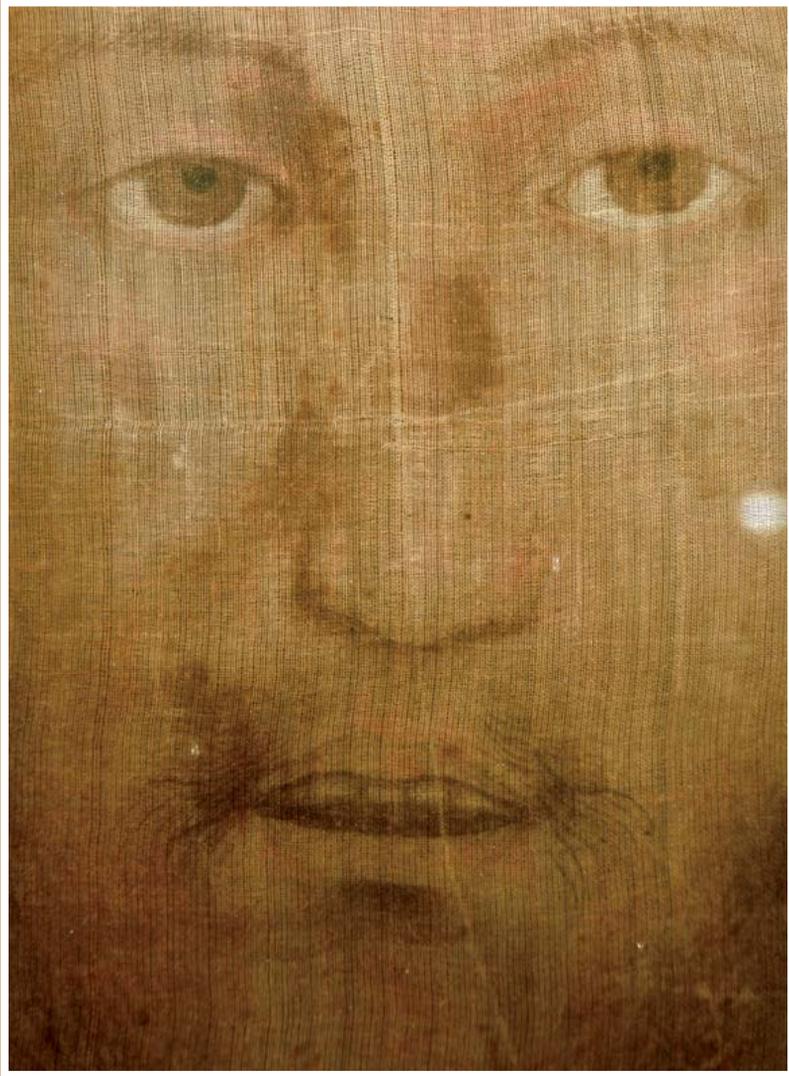


SERVITEN



Das heilige Antlitz Jesu von Manoppello

SERVITANISCHE NACHRICHTEN

Nr. 1/2008, 34. Jahrgang

Liebe Leserinnen und Leser
der „Servitanischen Nachrichten“!

Mit diesem Einleitungswort zur ersten Ausgabe unserer „Serviten“ im neuen Jahr möchte ich mit Ihnen einige Gedanken zur Bedeutung unseres Ordensnamens teilen. Der lateinische Name, den unsere Sieben Heiligen Väter ihrem Orden gegeben haben, ist „Servi Mariae“ – in ihrer italienischen Muttersprache „Servi di Maria“.

Wir übersetzen dieses „Servi Mariae“ heute in unserer Muttersprache mit „Diener Mariens“. Zugegeben eine „weiche“ Übersetzung, kann doch das lateinische Wort „servus“ auch mit „Knecht“ oder „Sklave“ übersetzt werden. Folgerichtig übersetzten unsere Vorfahren, die Serviten der mittelalterlichen deutschen Provinz, mit dem damals gebräuchlichen Ordensnamen „Marienknechte“. Eine weitere – und bekanntere – Übersetzung unseres Ordensnamens ist in unserer deutschen Sprache das Wort „Serviten“. Dieser Begriff taucht zum ersten Mal in der Neuzeit auf. In Analogie zum damals neuen Orden der „Societas Jesu“ („Gesellschaft Jesu“), deren Name mit „Jesuiten“ eingedeutscht wurde, entstand der für unseren Orden gebräuchlichste Name „Serviten“. Eine nicht ganz glückliche Wahl, die aber aus den genannten historischen Gründen zu akzeptieren ist: bedeutet doch das lateinische Wort „serviti“ „die Bedienten“ und nicht „die Diener“, was Lateinkundige, aber manchmal wenig mit Geschichte und Spiritualität unseres Ordens Vertraute irritieren kann.

Ein Sprichwort sagt: „Nomen est omen.“

Was ist die Bedeutung, die unsere Väter mit der Namenswahl „Diener Mariens“ zum Ausdruck bringen wollten? Wie sie uns selbst überliefern, wussten sie sich auf ihrem Berufungsweg mit Gott ein Leben lang immer von Maria geführt und beschützt.



Sie nannten sie ihre „Herrin“ und waren aufgrund der durch sie erfahrenen Führung und Hilfe überzeugt, dass nicht sie, sondern Maria selbst den Orden gegründet hätte. Der Grundgedanke, der sie dabei leitete, war der Folgende: Diener und Herr(in) stehen in einem engen, gegenseitigen Vertrauens- und Abhängigkeitsverhältnis: der Diener nährt seine Motivation zum Dienen aus dem sicheren Vertrauen, dass der Herr ihm Führung und Schutz gewährt, wie wiederum der Herr seine Motivation zu führen und zu schützen aus dem sicheren Vertrauen auf die unverbrüchliche Treue des Dieners nährt. Eingebettet war diese Sicht in das im Mittelalter noch nicht hinterfragte ständische Denken, in dem alle Stände, vom Leibeigenen über den Ritter bis hin zum König und Kaiser, in einem auf Abhängigkeit und Vertrauen basierenden Verhältnis zueinander standen. Auf dem Hintergrund dieser Weltsicht, in der unsere Väter lebten, beschreiben die Ordenshistoriker die Intention der Sieben für die Namensgebung wie folgt: Wir gehören keiner weltlichen Person oder Macht an, ob innerhalb oder außerhalb der Kirche! Wir gehören Maria an und sind ihre Diener, die uns ihre Führung und ihren fürbitten-

den Schutz gewährt und uns anleitet, in rechter Weise Gott und den Menschen zu dienen!

Zugegeben, das beschriebene Lebensgefühl der mittelalterlichen Ständegesellschaft existiert in unserer Zeit nicht mehr. Und doch hat das Lebens- und Glaubensgefühl unserer Sieben Gründer auch heute Gültigkeit, wurzelt es doch in seinen Grundlinien auf den Fundamenten unserer Religion und unseres Glaubens, der uns sagt: Durch die Taufe sind wir befähigt und berufen, Gott durch ein Leben nach den christlichen Geboten treu zu dienen. Die Kraft dazu erfahren wir im sicheren Vertrauen, dass Gott uns seine Führung und seinen Schutz gewährt, wie es die Kirche mit den Worten des Psalmenbeters seit Israel betet: „Der Herr ist meine Kraft und mein Schild, mein Herz vertraut ihm“ (Ps 28,7). Was in diesen Zeilen zum Ausdruck kommt, ist, dass christliches Leben, Leben aus dem Glauben, immer ein Leben in Beziehung ist – der Glaubende steht in einer Beziehung zu Gott, dem er durch ein treues Leben dient und dessen Führung und Schutz er sich anvertraut. Und weil es keine Beziehung zu Gott ohne die Beziehung zum Nächsten gibt, sieht der Glaubende auch jeden Menschen als Geschöpf Gottes, den er liebt und dem er dient!

Einzugehen gilt es noch kurz auf den Einwand, ob sich unsere Väter, indem sie sich Maria als ihrer „Herrin“ anvertrauten, nicht doch von Gott und Jesus, dem Herrn, abgewandt hätten. Widerlegt ist dieser Einwand schnell durch das überlieferte Glaubensgedächtnis der Kirche, das sagt: „Maria führt immer zu Jesus!“ Wie könnte

auch Maria, die sich selbst „serva“ – Magd, Dienerin – des Herrn nennt und Jesus, ihren göttlichen Sohn, zu den Menschen und in die Welt gebracht hat, anderes tun, als die Menschen zu Jesus zu führen! Wie schon eingeräumt ist die in der Namensgebung des Ordens ausgedrückte Welt- und Glaubenssicht unserer Ordensgründer heute vielen obsolet. Beziehungswerte, wie Abhängigkeit, Dienst und Vertrauen haben einen schweren Stand in einer Welt, in der das „Hilf dir selbst und du lebst länger!“ regiert. Und doch: Religion heißt übersetzt „Zurückgebundensein“. Religion ist Bindung, Gebundensein.

Und weil ich glaube, dass die Sieben Heiligen Väter unseres Ordens uns dazu etwas zu sagen haben – auch heute –, möchte ich Sie, liebe Leserinnen und Leser, mit den vorangegangen – zugegeben nur kurz und bruchstückhaft skizzierten – Gedanken zu einer kleinen, fastenzeitlichen Besinnung auf unsere religiösen Wurzeln einladen: Trauen wir Gottes Führung und Schutz mehr zu als unseren eigenen und anderen Mächten? Sind wir bereit, Gott und den Menschen großherzig zu dienen und eigene Interessen hinten an zu stellen? Sind wir „zurückgebundene“, das heißt religiöse Menschen, die dankbar ihr Leben in Beziehung zu Gott und den anderen leben, oder haben wir Angst vor Bindung und Gebundensein?

Zugegeben, so gesehen ist es nicht immer leicht, ein „religiöser“ Mensch zu sein. Unsere Ordensväter haben es gewusst und sich deshalb Maria anvertraut. Sie hat ihnen geholfen – sie hilft auch uns!

fr. Gottfried M. Wolff, Provinzial

Aus dem Kalender des Servitenordens (März – April – Mai)

14. März	<i>Maria unter dem Kreuz</i>
15. März	<i>hl. Josef, Provinzpatron</i>
04. Mai	<i>hl. Peregrin</i>
08. Mai	<i>Maria, Mutter und Mittlerin aller Gnaden</i>
11. Mai	<i>sel. Benincasa Johannes</i>
12. Mai	<i>sel. Franz von Siena</i>
16. Mai	<i>hl. Johannes Nepomuk, Provinzpatron</i>
30. Mai	<i>sel. Jakob Philipp Bertoni</i>

Mariendogmen: Maria - die Gottesmutter

„Wie viel Menschen, so viel Meinungen“ sagt ein Sprichwort. Die Meinungsfreiheit gehört zu den Grundrechten des Menschen. Jedoch die Lebenserfahrung lehrt uns, dass nicht jede Meinung die Wahrheit trifft. Deshalb ist die Meinung eher als Ansatz für einen Denkprozess bzw. als ein Beitrag dazu zu sehen. Die katholische Kirche musste sich um des Glaubens willen von Anfang an solchen Denkprozessen stellen, denn vor allem in den Glaubensfragen gab es - und gibt es immer noch - unzählige Meinungen. Als Frucht dieser Denkprozesse und heftiger Auseinandersetzungen mit vielen Meinungen entstanden in ihrer Zeit die sogenannten Dogmen, d. h. die Definitionen der wich-

tigsten Glaubensinhalte. Vier davon nehmen Bezug auf Maria, die Mutter Jesu, und werden „Mariendogmen“ genannt.

Das erste Dogma lehrt, dass Maria „Gottesmutter“ ist. Obwohl hier von Maria die Rede ist, bezieht sich dieses Dogma in erster Linie auf Christus, es beantwortet nämlich die Grundfrage, die diesem ersten Dogma vorausging: „Wer ist Christus?“ Aus dieser Frage nach Christus ergab sich die Frage nach Maria. Es musste nämlich klargestellt werden, wen Maria eigentlich geboren hat. Die Frage, die Jesus einmal seinen Jüngern stellte: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ (Mt 16,13), stellten sich auch später immer wieder viele andere. Und die vielen Antworten brachten



*Die Gottesmutter
mit den heiligen Sieben Vätern
(Ikone von M. D'Aloisio)*

wiederum eine Vielfalt von Meinungen zu Tage: So war Jesus beispielsweise für die einen kein Gott, sondern bloß ein guter und gerechter Mensch, der von Gott „adoptiert“ wurde. Für die anderen war Christus nur ein „Scheinmensch“, dafür aber eindeutig Gott. Wieder für andere war er nur eine „Art“ Gotteserscheinung unter den Menschen. Auf diesem Hintergrund erwies es sich für die Bewahrung des rechten Glaubens für notwendig, diese Meinungen jeweils auszudiskutieren, abzuklären und ein endgültiges Wort zu sprechen. Und dies geschah in den ersten Jahrhunderten bei den Kirchenkonzilen (325 n.Chr. in Nizäa, 381 n.Chr. in Konstantinopel), deren Frucht der Text unseres Glaubensbekenntnisses ist. Trotz der Klarstellung von vielen Glaubensstreitfragen blieben immerhin zwei Meinungsströmungen, aus denen sich tendenzgemäß zwei Schulen entwickelt haben: Die eine Schule mit Zentrum in Antiochien, deshalb „antiochenische“ genannt, vertrat durch ihren Mönchsprediger Nestorius die Meinung, dass Christus ein bloßer Träger des göttlichen Wortes sei, das in Maria in das menschliche Fleisch eingewickelt und aus ihr so geboren worden wäre; somit habe Maria keinen Gott, sondern einen Menschen, nämlich Christus, geboren; in diesem Sinne könnte Maria „Christigebälerin“, aber auf keinen Fall „Gottesgebälerin“ genannt werden. Die andere Schule mit Zentrum in Alexandrien, deshalb „alexandrinische“ genannt, betonte durch ihren Vertreter und Bischof Cyrill von Alexandrien die reale Einheit der menschlichen und göttlichen Natur in der einen Person Christi; somit wäre Christus sowohl Gott als auch Mensch und infolge

dessen stünde Maria der Titel „Gottesgebälerin“ oder „Gottesmutter“ völlig zu. Welche von diesen beiden Schulen die Sachen nun richtig sah, musste zuerst genau studiert, erwogen und entschieden werden. Dabei war der Gebrauch von philosophischen Begriffen unverzichtbar. Beim Konzil von Ephesus im Jahre 431 n.Chr. haben 153 Bischöfe die Lehre der alexandrinischen Schule anerkannt, sie als die offizielle Lehre der Kirche angenommen und Nestorius zum Irrlehrer erklärt. Dass die Konzilsväter die Jungfrau Maria gleichzeitig zur „Gottesmutter“ erklärt haben, bedeutet nichts anderes als die Bekräftigung dessen, was der Evangelist Johannes schreibt: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh 1,14).

Genau dieser Punkt macht den christlichen, und noch präziser den christlich-katholischen Glauben aus im Unterschied zu den anderen, die es nicht zulassen können, dass Gott wirklich Mensch wird, ohne aufzuhören Gott zu sein. Da Gott aber seine Natur mit unserer menschlichen Natur in Christus vereinen wollte, heißt es, dass er sich zum Menschen bekennt, sich an seinem Leben aktiv beteiligt und ihm gleichzeitig seine schöpferische, heilende und rettende Kraft verleiht. Dieses Bewusstsein soll durch das marianische Dogma in uns geweckt werden. Und indem wir die Gottesmutter betrachten, können wir uns durch ihr Beispiel zur noch aktiveren Mitwirkung mit der uns verliehenen Gnade Gottes bewegen lassen, denn das ist letzten Endes auch der Zweck unseres Glaubens.

fr. Fero M. Bachorík OSM

„Wer Jesus gesehen hat, hat den Vater gesehen.“ Betrachtungen zum heiligen Antlitz Jesu von Manoppello

In Manoppello, einem kleinen Dorf in den italienischen Abruzzen in der Nähe von Pescara, wird ein geheimnisvolles Muschelseidentuch mit dem heiligen Antlitz Jesu aufbewahrt. Forschungen in den vergangenen Jahren haben ergeben, dass es sich dabei mit großer Wahr-

scheinlichkeit um jenes Tuch handelt, das im 7. Jahrhundert aus Konstantinopel nach Rom gebracht worden ist, um es vor den Bilderstürmern zu retten, und das bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts im Vatikan im Petersdom als „Schleier der Veronika“ verehrt worden ist. Im Zuge des Neubaus des Petersdomes wurde es um 1604 gestohlen und

galt seither als verschollen. „Schleier der Veronika“: damit ist nicht das Schweiß Tuch gemeint, welches eine fromme Frau namens Veronika entlang des Kreuzweges Jesus gereicht haben soll – diese Tradition ist im übrigen nicht biblisch belegt und wird erst seit dem Mittelalter bezeugt –, sondern der Schleier der „vera eikon“. Diese spätantike lateinisch-griechische Wortmischung bedeutet „wahres Abbild“. Vermutlich entstand die Tradition der Veronika, die Jesus beim Kreuzweg das

Schweiß Tuch reicht, als man den Ursprung dieses geheimnisvollen Tuches, welches seit der Antike als „die Veronika“, als „das wahre Abbild“ Jesu verehrt worden ist, verlorengegangen war. Doch welches ist der Ursprung dieses Bildes, das seit der Antike ebenso als „nicht von Menschen-

hand gemachtes Bild“ bekannt ist? Untersuchungen haben ergeben, dass das Tuch aus Muschelseide besteht, die aus den Haftfäden der im Mittelmeer lebenden Steckmuschel hergestellt wird. Dies sind Fasern, die keine Farbe aufnehmen. Bei mikroskopischen Vergrößerungen konnten deshalb auch keinerlei Farbpigmente festgestellt



Die Kapuzinerkirche in Manoppello, in der der „Schleier der Veronika“ aufbewahrt wird

werden. Die Muschelseide gehörte zu den wertvollsten Stoffen der Antike und wurde z.B. für den Vorhang im Jerusalemer Tempel sowie für die Kleidung der Könige und der Priester verwendet. Sie ist u.a. dadurch gekennzeichnet, dass sie lang haltbar und resistent ist, äußerst fein und fast durchsichtig. Hält man den Schleier von Manoppello etwa gegen das Licht, so verschwindet das Bild förmlich. Bei entsprechender Beleuchtung hingegen erscheint das Bild auf beiden Seiten mit

derselben Farbqualität und –intensität. Doch zurück zur Frage nach dem Ursprung dieses Bildes. Es scheint vermessen zu sein, zur Beantwortung dieser Frage auf den Bericht des Ostermorgens in Joh 20, 6-7 zurückzugreifen: Simon Petrus „ging in das Grab hinein. Er sah die Leinenbinden liegen und das Schweiß Tuch, das auf dem Kopf Jesu gelegen hatte; es lag aber nicht bei den Leinenbinden, sondern zusammengebunden daneben an einer besonderen Stelle.“ Ist es denn möglich, dass es sich beim „Schleier der Veronika“ von Manoppello um dieses Schweiß Tuch handelt, das im Grab auf dem Kopf Jesu gelegen hatte? Eine letzte Antwort darauf kann wohl kaum gefunden werden und – zugegebenermaßen – eine Bejahung dieser Frage ... scheint ver-

messen, ja fast unglaublich. Sr. Blandina Paschalis Schlömer, die sich seit Jahren intensiv mit dieser Frage auseinandersetzt, sowie weitere Theologen und Wissenschaftler, unter ihnen der Jesuit P. Heinrich Pfeiffer von der Gregoriana in Rom und der Redemptorist P. Andreas Resch in Innsbruck, sind zur Überzeugung gekommen, dass es sich tatsächlich um ein und dasselbe Schweiß Tuch handelt. Einen Beweis hierfür wird es wohl nie geben, er ist auch nicht nötig, denn im letzten handelt es sich um eine Frage des Glaubens, in der jeder Mensch ganz

persönlich und unvertretbar angesprochen ist. Unabhängig vom Tuch geht es um die Frage nach dem Glauben an die Auferstehung, denn das Tuch wäre „nichts weiter“ als eine Reliquie des Auferstandenen. „Nichts weiter“ – und dennoch würde es sich um die kostbarste Reliquie der Christenheit handeln. Dargestellt ist das Gesicht des Auferstandenen: die offenen Augen und der leicht geöffnete Mund

wecken das Gefühl, als würde Jesus am Ostermorgen sanft vom Todesschlaf erwachen und voller Staunen die Herrlichkeit Gottes erblicken. Der Blick ist eindringlich und doch in die Ferne gerichtet, in den schwarzen Pupillen – an deren Stelle der Stoff übrigens leicht verschmort ist – scheint sich strahlendes Licht zu bündeln. Das Gesicht selbst ist auf den



Sr. Blandina P. Schlömer

ersten Blick nicht schön, es ist entstellt. Die linke Wange ist stark geschwollen, die Nase gebrochen, die Lippe aufgeplatzt, an Stirn und Wangen sind Abschürfungen und Verletzungen zu erkennen, der Bart ist teilweise ausgerissen. All dies stimmt überein mit jenen Verletzungen, die Jesus zugefügt worden sind. Frappierend ist zudem die Tatsache, dass dieses Gesicht identisch ist mit dem Gesicht des Turiner Grabtuches, und zwar nicht nur hinsichtlich der Physiognomie des Gesichtes, sondern auch der Verletzungen, und zwar bis ins kleinste Detail.

Der einzige Unterschied besteht darin, dass das Turiner Grabtuch das Gesicht eines Toten, der Schleier von Manoppello hingegen das eines Lebenden zeigt. Je länger man das Bild betrachtet und je mehr das innere Auge die durch die Verletzungen verursachte Asymmetrie des Gesichtes „übersieht“, desto schöner erscheint das Antlitz. Es ist, als würde das Bild den Betrachter ganz lebendig anblicken, ja mit seinem Blick durchdringen, als würde es zu ihm sprechen. Trotz der schweren Verletzungen ist von Schmerz, Verbitterung oder Leid keine Spur im Ausdruck des Gesichtes, vielmehr sprechen daraus ruhige Gelassenheit, Milde, Barmherzigkeit. Dieser liebevolle Blick entbirgt jene Haltung Jesu, mit der er – nach dem Zeugnis der Evangelien – den Menschen begegnet ist, die Weise, durch die er die Menschenfreundlichkeit Gottes geoffenbart hat: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14, 9). Aus diesem Blick spricht lebendig die Botschaft von der Barmherzigkeit und Liebe

Gottes: „Niemand hat Gott je gesehen. Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht.“ (Joh 1, 18)

Unabhängig von der Frage nach der „Echtheit“ des Tuches bzw. ob jemand daran glaubt oder nicht, kann die Betrachtung dieses Antlitzes zur Versenkung in die Liebe Gottes führen. „Das Angesicht Gottes ist uns mit einem Lächeln zugewandt. Das menschliche Gesicht leuchtet auf, wenn ein Lächeln es verklärt. Das menschliche Gesicht Gottes, das Antlitz Jesu, das wir hier schauen dürfen, hat in der Tat ein leises Lächeln, und doch strahlt das Angesicht in seiner Güte und in der Liebe, die sich in ihm mitteilt“, so Sr. Blandina. Aus dem heiligen Antlitz auf dem Schleier der Veronika „spricht“ das unfassbare, ja paradoxe Geheimnis des Glaubens, dass im Kreuz die Liebe Gottes aufstrahlt und der Tod durch das Leben vernichtet ist.

fr. Martin M. Lintner OSM

„Den am Boden liegenden Menschen zum Bruder werden.“

Diakonenweihe von fr. Alexander M. und fr. Silvo M.

Am Fest der Taufe des Herrn, am 13. Januar, wurden in der Propsteikirche St. Peter und Paul in Bochum unsere Brüder fr. Silvo M. Bachorik und fr. Alexander M. Reimann zu Diakonen geweiht. Der Essener Bischof Dr. Felix Genn nahm die Weihe vor, da der ursprünglich

vorgesehene Weihbischof Franz Grave erkrankt war. Gemeinsam mit unseren Brüdern sind zwei weitere Kandidaten aus der Diözese Essen zu Diakonen geweiht worden. Bischof Genn ging in seiner Predigt auf das Bild „Christus als barmherziger Samariter“ ein, das die

Weihkandidaten auf die Einladungskarten gedruckt hatten. Es gibt heute, so der Bischof, viele Menschen, die am Boden sind, die niedergekommen sind und darniederliegen. Diesen Menschen zum Bruder werden bedeutet gerade in der heutigen Zeit, den Wert und die Würde des Menschen zu unterstreichen und zu bezeugen. Das Leben eines Menschen verliert nämlich nie seinen Wert. „Gott

denkt groß vom Menschen, darin besteht die Herrlichkeit der Liebe Gottes, die uns in Christus erschienen ist“, so Bischof Genn. Als Diakone sind die Neugeweihten gerufen, es Christus gleichzutun. Bei der Taufe am Jordan hat er sich

in die Reihe der wartenden Menschen eingereiht, hat wie sie die Taufe zur Umkehr und Vergebung der Sünden empfangen. Christus hat sich zum Bruder aller gemacht, im Besonderen der Sünder und Bedrückten. So wie er in den Jordan eingetaucht ist, ist er später in Leid und Tod eingetaucht. Er ist somit nicht nur auf die Erde, sondern auch in das Reich des Todes hinuntergestiegen, um dadurch die Macht des Todes zu brechen. „Der Liebesdienst der Kirche darf nicht nur ein moralischer Appell sein oder ein Gefühl, sondern er ist

der Kirche strukturell eingepflanzt.“ Die Diakone sind eingeladen, durch ihren Dienst sich Jesus hinzugeben und zu Dienern des Lebens zu werden, sich wie Jesus zu den am Boden liegenden Menschen hinunterzubeugen, um sie zu stärken und aufzurichten.

Im Anschluss an die sehr schöne und feierliche Weiheliturgie, der vom Kirchenchor der Propstei musikalisch

gestaltet wurde, gab es bei einem Empfang die Gelegenheit zur persönlichen Begegnung mit den Neugeweihten. Dabei war die starke Präsenz der Serviten unübersehbar. Neben der Bueraner Gemeinschaft sind auch P. Provin-

zial Gottfried M. Wolff sowie Brüder aus Innsbruck, Wien und Maria Weißenstein, Mitglieder des Säkularinstituts und der Servitanischen Familie aus Regensburg und Düsseldorf angereist. Ebenso kamen viele aus unserer Gemeinde in Buer, um ihre Freude über die beiden neuen Diakone zum Ausdruck zu bringen. Diese werden jetzt ihre Pastoralpraxis beginnen, fr. Alexander in der Gemeinde St. Laurentius in Gelsenkirchen-Horst und fr. Silvo M. in unserer Gemeinde St. Mariä Himmelfahrt in Buer.



*Christus als der barmherzige Samariter
(Purpurkodex von Rossano, Syrien, 6. Jh.)*

Aus dem Leben eines kleinen Pfarrers in Eger Ein Bericht aus Ungarn

Derzeit besteht unsere Gemeinschaft in Eger aus drei Brüdern: fr. Roch M., fr. Hubert M. und mir, fr. Philippe M. Fr. Roch M. ist als Prior der Gemeinschaft für die Verwaltung und Gastfreundschaft des Klosters verantwortlich. Fr. Hubert M. ist im Besonderen in der spirituellen Begleitung von Schwesterngemeinschaften unseres Ordens tätig, weshalb er öfters nach Italien reisen muss. Ich hingegen bin seit August 2006



*Fr. Hubert M., fr. Philippe M. und fr. Roch M.
mit Servitinnen in Eger*

Pfarrer der Pfarre „Mariä Geburt“, die nicht weit von unserem Kloster entfernt ist und an die Pfarre, zu der wir gehören, angrenzt. In diesem Bericht möchte ich von meinen Erfahrungen erzählen. Ein Servit, der Pfarrer ist, muss sich seine Zeit gut einteilen: Die Gemeinschaft, die Pfarre, Menschen mit ihren Anliegen und Sorgen nehmen viel Zeit in Anspruch, sodass es nicht immer einfach ist, die nötige Zeit für Stille und für mich selbst zu finden. Um die Aufgabe der Leitung einer Pfarre gut wahrnehmen zu können, z.B. die Feier der Liturgien oder die Verlebendigung des pfarrlichen Lebens, muss ich als Pfarrer vorher viel beten

und die Heilige Schrift studieren, um die richtigen Antworten zu finden auf die spirituellen Nöte und Bedürfnisse der mir anvertrauten Menschen.

Die Pfarrkirche „Mariä Geburt“, die ich seit über einem Jahr betreuen darf, wurde 1724 errichtet, unmittelbar an einen großen Friedhof am Stadtrand angrenzend. Jeden Tag feiere ich dort die Eucharistie. Am Sonntag kann die kleine Kirche die vielen Menschen nicht fassen,

die den Gottesdienst mitfeiern möchten. Deshalb habe ich im Pfarrgemeinderat vorgeschlagen, noch eine zweite Sonntagsmesse zu feiern. Mir wurde jedoch geantwortet, dass sich die Gemeinde lieber zu einem einzigen Gottesdienst versammelt, auch wenn dies für einige bedeutet, dass sie keinen Sitzplatz bekommen oder sogar vor der Kirche stehen müssen.

Meine Hauptaufgabe unter der Woche besteht darin, im Pfarrbüro präsent zu sein und darüber hinaus den Kontakt mit den anderen Priestern der Diözese zu pflegen, aber auch mit den Ordensschwestern sowie mit den Jugendlichen

der Stadt. Jeden Donnerstag treffen sich die Priester zum gemeinsamen Abendessen, was es sehr erleichtert, die Beziehungen untereinander zu pflegen und besondere Anlässe, etwa einen Geburtstag, zu feiern. Um den Kontakt mit den Jugendlichen zu finden, gehe ich in zwei Schulen, in denen ich Religion und Italienisch unterrichte. Die Vorbereitung der Unterrichtsstunden nimmt immer viel Zeit in Anspruch. Den Jugendlichen das Evangelium näher bringen zu können, erfüllt mich jedoch mit großer Freude. Beim Unterrichten habe ich den Eindruck, Glied einer großen Kette zu sein: Ich kann auf meine Art all das weitergeben, was ich selbst empfangen habe in den

vielen Jahren der geistlichen Ausbildung, in der Hoffnung, dass der Same, der in mir gereift ist, nun auch in den Jugendlichen, die ich unterrichten darf, einen fruchtbaren Boden findet, damit das Wort des Lebens in ihnen aufgehen kann. Einmal in der Woche, in der Regel am Sonntagnachmittag, besuche ich unsere Schwesterngemeinschaft in Mezökeresztes, etwa 40 km von Eger entfernt. Sie betreuen dort ein Waisenhaus. Es ist jedes Mal sehr schön und bereitet mir viel Freude, mit den Kindern zu spielen und herumzutollen. Vom Spiel müde, bete ich mit den Schwestern noch die

Vesper und bleibe zum Abendessen bei ihnen. In meiner Pfarre leben auch Zigeuner.

Sie kommen ausschließlich für Taufen und Begräbnisse in die Kirche. Es ist typisch für sie, dass sie sich nie lange am selben Ort aufhalten, sondern immer wieder weiterziehen. Deshalb wäre es auch illusorisch zu glauben, man könnte sie zu einem regelmäßigen Besuch der



Fr. Philippe M. bei einer Eucharistiefeier in seiner Pfarrkirche

Sonntagsmessen einladen. Um ihre Mentalität und Lebensweise besser kennen zu lernen, habe ich einige Male an ihren Pastorsitzungen teilgenommen. Ich hoffe, dass ich eines Tages auch für sie ein geeignetes pastorales Programm anbieten kann. In

und um Eger leben mehrere franziskanische Schwesterngemeinschaften. Wenn sie um Aushilfe bitten, dann leiste ich diese Dienste gerne nach meinen Möglichkeiten. Mit ihnen sowie einigen Jugendlichen habe ich im vergangenen Oktober in Budapest am Kongress für die Neuevangelisierung teilgenommen. Für mich ist es immer bewegend, dass meine Pfarrkinder mir jedes Mal, wenn ich für einige Tage wegfahren muss, das Versprechen abverlangen, dass ich wieder zurückkehren werde. Dies ist ihre Art, mir ihre Anhänglichkeit zu zeigen.

Wenn ich nochmals meine Aufgabe und

meine Mission hier, wie ich sie verstehe, kurz zusammenfassen darf: Sie besteht darin, inmitten der mir anvertrauten Menschen der Pfarre „Mariä Geburt“ das Evangelium zu verkünden und zu leben und aufmerksam zu sein auf ihre

Nöte, Sorgen, Freuden und Hoffnungen. Dafür bin ich hier in Eger. Ich lebe diese Mission gerne und ich danke Gott, dass er mich hierher geführt hat.

fr. Philippe M. Van Dael OSM

Abschied von Sr. M. Claudia Pasinato

Wir haben Abschied genommen von unserer Mitschwester Maria Claudia Pasinato, deren irdisches Leben am 17. Januar 1929 in Bassana del Grappa in Italien begann und das Gott nach einer langen Leidensphase am Abend des 21. Januar in Kaarst (bei Düsseldorf) vollendet hat. Sr. M. Claudia gehört für uns Servitinnen in Deutschland zur „Gründergeneration“, sie war eine der drei Mitschwestern, die 1958 auf Anfrage der Servitenpatres von Italien nach Deutschland kamen. Mutig war dieser Schritt in eine erste Auslandsgründung für die Kongregation, mutig sicher auch für jede Schwester persönlich, die mit sehr geringen Sprachkenntnissen in ein fremdes Land und eine fremde Kultur kamen, zu einer Zeit, in der Auslandsreisen noch nicht selbstverständlich und die europäischen Grenzen noch nicht so offen waren. Offenheit für Neues und der Mut, etwas zu wagen, sind für Sr. M. Claudia charakteristisch geblieben. Auf vielfältige Weise hat sie unsere Gründung in Deutschland mitgetragen und mitgestaltet; so hat sie als Priorin



in den Ortsgemeinschaften und als Vikariatspriorin von 1985-1988 Mitverantwortung übernommen. Sie ist unsere frohen und unsere schwierigen Wegstrecker mitgegangen – in großer Solidarität und Treue zu uns in ihrer neuen Heimat, die sie in Deutschland gefunden hatte. Innerhalb ihres Ordenslebens war es besonders der berufliche Einsatz, der ihr Leben als Servitin geprägt hat. Sie hat als Krankenschwester in der Pfarrgemeinde bzw. später in der Struktur der Sozialstationen gewirkt, in den letzten Jahren dann in der Alten- und Krankenseelsorge. Dabei war es ihr immer ein Anliegen, den ganzen Menschen in seiner Bedürftigkeit zu sehen und ihn in seinem Umfeld wahrzunehmen. So haben viele ihre Nähe erfahren: die Kranken, ihre Familien, Menschen in unterschiedlichen Notsituationen. Sr. M. Claudia hat neben aller fachlichen pflegerischen Kompetenz vor allem Nähe geschenkt, Menschlichkeit gelebt. In ihrem Dienst hat sie das verwirklicht, was wir in unserer servitanischen Ordensspiritualität so ausdrücken: Wie

Maria zu Füßen der unzähligen Kreuze heute stehen – um mit zu tragen und mit zu befreien. Eine Kraftquelle und ein Mittel, Freude zu schenken, waren für sie immer Musik und Gesang, die sie geliebt hat und für die sie selbst eine große Begabung hatte.

In den letzten Jahren hat sie in einer schweren Krankheit selbst die Last des Kreuzes erfahren. Sie hat dieses Kreuz mit großer Geduld getragen und hat dabei selbst erfahren dürfen, dass jetzt andere – besonders viele Menschen aus der Pfarrgemeinde - sie mitgetragen haben. Wir haben Abschied genommen, zunächst in Kaarst mit vielen Menschen aus der Pfarrgemeinde. Die Anwesenheit der Mitbrüder aus Gelsenkirchen-Buer machte die Verbundenheit der Ordens-

familie deutlich. In Galeazza/Bologna haben wir dann mit der Familie und den italienischen Mitschwestern noch einmal Abschied genommen und Sr. M. Claudia dann auf ihren Wunsch hin in der Grabstätte der Kongregation bestattet.

„Wie freute ich mich, als man mir sagte: ‘Zum Haus des Herrn wollen wir pilgern.’ Schon stehen wir in deinen Toren, Jerusalem.“ Dieses Wort aus Psalm 122 hat Sr. Claudia selbst für die Totenliturgie gewünscht. Ihre irdische Heimat ist immer Italien geblieben, aber auch in Deutschland hat sie eine neue Heimat gefunden, jetzt erhoffen wir für sie die endgültige Heimat in diesem himmlischen Jerusalem!

Sr. M. Elisabeth Jansen

Aus der Ausbildungsgemeinschaft Innsbruck

In unserer Ausbildungsgemeinschaft leben derzeit vier Ordensstudenten, die sich auf das Wirken im Servitenorden vorbereiten. Br. Stanislav M. befindet sich in seinem letzten Studienjahr der Theologie; er arbeitet an seiner Diplomarbeit und bereitet sich auf die feierliche Profess vor. Br. Titus M. hat im August 2007 sein Noviziat abgeschlossen und die ersten Gelübde abgelegt. Da er das Theologiestudium bereits abgeschlossen hat, macht er sein einjähriges Pastoralpraktikum bei der Diözese und beteiligt sich regelmäßig am Leben der Dompfarre Innsbruck. Br. Joseph M. hat ebenfalls im August 2007 das Noviziat beendet und die erste Profess

gemacht. Nun setzt er sein Studium der katholischen Theologie und der christlichen Philosophie fort. Unser Vornovize Aleš studiert Theologie, deren ersten Abschnitt er im Sommer 2008 abzuschließen plant, um gleich danach das Noviziat in Italien beginnen zu können. Abgesehen von den erwähnten Aufgaben sind unsere Ordensstudenten in den Tagesablauf der Klostersgemeinschaft eingebunden, den sie auch selbst aktiv mitgestalten. Die Ausbildungsgemeinschaft bedankt sich bei allen Wohltätern für ihre Gebete und sonstige Unterstützung ganz herzlich.

fr. Fero M. Bachorík, Magister

Aus dem Leben der Servitanischen Familie



Wien: Am 24. Jänner verstarb im Pflegeheim der Barmherzigen Brüder in Kritzendorf im Alter von 76 Jahren nach kurzem, schwerem Leiden Frau Gertrude Sommer. Sr.

Gerda, wie sie aufgrund ihres Berufes als Krankenschwester von den meisten genannt wurde, war Mitglied des Servitanischen Säkularinstituts (SSI) und hat durch ihre rührige Art das Leben der Servitanischen Familie mitgeprägt. Der Herr schenke ihr ewiges Leben.

Buer: Nach Rodung der Bäume sowie der Entschärfung einer 10-Zentner-Bombe aus dem Zweiten Weltkrieg konnte am 24. Jänner durch den Oberbürgermeister von Gelsenkirchen-Buer feierlich der Spatenstich für das Seniorenheim erfolgen, welches

auf dem Areal der Kirchengemeinde St. Mariä Himmelfahrt, unmittelbar hinter unserem Kloster erbaut wird. Das Heim wird 50 barrierefreie Seniorenwohnungen sowie Räume für die Caritas und die Kirchengemeinde beherbergen.

Es ist zum ersten Mal in der Stadt, dass die politische und eine kirchliche Gemeinde gemeinsam ein solches Projekt verwirklichen.



Enthüllung der Anzeigetafel neben der Kirche: symbolischer Spatenstich für den Baubeginn

Wallfahrten der Servitanischen Familie 2008

Samstag, 26. April: Tageswallfahrt nach Maria Luggau (von Innsbruck aus)

Samstag, 24. Mai: Sternwallfahrt nach Gutenstein, Maria Hilfberg

Montag, 15., bis Samstag, 20. September: Herbstwallfahrt nach Thüringen und Sachsen-Anhalt: Auf den Spuren der hl. Elisabeth von Thüringen und der Serviten in der Zeit vor der Reformation

Informationen bei Herrn Walter Egger, Innsbruck (0512/33 22 15)

Maria, Mutter des Heiligen Angesichts

*Maria, Mutter des Heiligen Angesichts,
hilf uns, „unschuldige Hände und ein reines Herz“ zu erlangen:
Hände, verklärt durch die Wahrheit der Liebe
Herzen, hingerrissen von Gottes Schönheit,
damit wir uns – verwandelt durch die Begegnung mit Christus –
ohne Vorbehalt den Brüdern und Schwestern schenken,
besonders den Armen und Leidenden,
in deren Gesichtern das Geheimnis der verborgenen Gegenwart
Deines Sohnes Jesus widerscheint,
der lebt und herrscht von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Amen.*

Papst Benedikt XVI.

(aus einem Gebet zum Heiligen Antlitz Jesu von Manoppello)

IMPRESSUM: GZ 02Z031316

SERVITEN

Servitanische Nachrichten

Nr. 1/2008, 34. Jahrgang

Hersteller und Herstellungsort:

Steigerdruck, A-6094 Axams

Medieninhaber und Verleger:

Provinzialat der Tiroler Serviten

Schriftleiter: fr. Martin M. Lintner OSM

Zuschriften und Bestellungen an:

fr. Anton M. Muth OSM

Alle Anschriften: Maria-Theresienstr. 42,

Postfach 13, A-6010 Innsbruck

Freiwillige Spenden und Druckkostenbeitrag sind erbeten an:

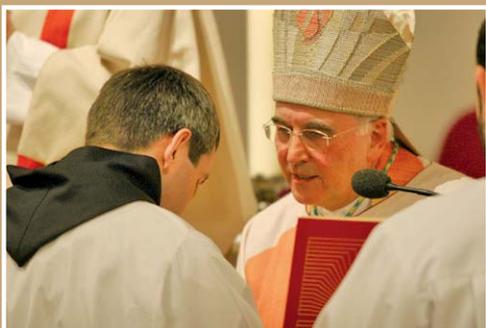
Österreich: PSK-Konto Nr. 1411.083, Empf.: SERVITEN „Servitanische Nachrichten“,
A-6020 Innsbruck, BLZ: 60000

Deutschland: Konto Nr. 1101110, Empf.: Tiroler Servitenprovinz „Servitanische Nachrichten“,
Volksbank Raiffeisenbank Mangfalltal-Rosenheim eG, BLZ: 71160000

Besuchen Sie uns auch im Internet: www.serviten.at oder www.serviten.de



*Unten: Dankmesse in der Kapelle
des Priesterseminars in Bochum*



*Diakonenweihe von fr. Alexander M. und fr. Silvo M. durch Bischof Dr. Felix Genn
in der Propsteikirche St. Peter und Paul in Bochum am 13. Jänner 2008*